

Kümpfe, Schalen, Flaschen – die Keramik der Bandkeramiker

von

Tessa Maletschek

Die ersten Ackerbauern und Viehzüchter, die in das Gebiet des heutigen Deutschlands aus dem südlichen Mitteleuropa einwanderten, brachten auch Keramikobjekte, und vor allem die Kunst zu töpfern mit. Aufgrund der bandartigen Verzierungen auf den Keramikgefäßen nennt man diese Kultur ‚Bandkeramische Kultur‘ oder einfach ‚Bandkeramik‘.

Chronologisch gehört die Bandkeramik in die erste Epoche der Jungsteinzeit und dauerte ca. von 5.500 bis 5.000 v.Chr. Diese Periode wird nochmals unterteilt in drei Stufen: die Älteste oder Frühe Bandkeramik (5.500–5.350 v.Chr.), die Mittlere Bandkeramik (‚Stufe Flomborn‘ – 5.350–5.150 v.Chr.) und die Späte Bandkeramik (5.150–5.000 v.Chr.).

Die Menschen dieser Zeit töpftern Gefäße verschiedener Form aus Ton, aber auch andere Objekte, wie z.B. Löffel und Schöpfer oder Spinnwirtel und Webgewichte für die Verarbeitung von Wolle oder Leinen. Als künstlerisches Medium wurde Ton genutzt um Idole (Tonplastiken) von Menschen und Tieren herzustellen (siehe Beitrag von W. Hoppe in diesem Heft). Es wird generell davon ausgegangen, daß die Frauen töpftern – aus der Ethnologie gibt es dafür zahlreiche Beispiele.

Zu einem bandkeramischen Haushalt gehörten ca. zwölf bis 16 Keramikgefäße, die als Koch-, Eß- und Trinkgeschirr dienten. Dazu kamen aber sicher noch Gefäße aus anderen Materialien, wie z.B. Holz sowie Körbe und Beutel.¹

Ein Keramikgefäß entsteht: Rohmaterialien und Gefäßaufbau

Ton wurde lokal, also möglichst nahe der Siedlung gewonnen. Vor der Weiterverarbeitung mußten gröbere Verunreinigungen entfernt werden. Danach erfolgte die Beimischung von Magerungsmaterialien, um den ‚fetten‘ Ton besser formen zu können und die Gefäße haltbarer für den Brand und die spätere Nutzung zu machen.

Die Banderamiker nutzten Sand und Kies als Magerung, aber auch Schamott und Spelzen, die bei der Getreideverarbeitung als Abfallprodukt anfielen. Typisch war die Spelmagerung während der Ältesten Bandkeramik. Die Wahl der Magerung war abhängig davon, welche Gefäßform die Töpferin herstellen wollte. Es ist leicht verständlich, daß feinkeramische Formen, wie dünnwandige Schalen, mit feinem Sand oder Spelzen gemagert wurden, wohingegen der Ton für grobe, größere Formen, wie z.B. Kochgefäße mit Kies versetzt wurde.

Die Gefäße konnten auf verschiedene Art geformt werden: Die einfachste Möglichkeit, ein Gefäß herzustellen, war, in eine Tonkugel mit dem Daumen eine Vertiefung einzudrücken, die bei stetigem Drehen der Tonkugel vergrößert wurde, bis das Gefäß die gewünschte Form und Wandstärke erreicht hatte. Naturgemäß konnten mit dieser Methode keine großen Gefäße und auch keine komplizierten Formen gefertigt werden.

Eine Aufbaumethode, die den frühen Ackerbauern auch bekannt war, ist die sogenannte ‚Wulsttechnik‘ (Abb. 1). Hierbei wurden zuerst kleinere Tonklumpen durch Rollen mit der flachen Hand zu ‚Wülsten‘ geformt. Diese wurden dann in einem zweiten Arbeitsschritt aufeinander gelegt und festgedrückt. Bei der ‚Plattentechnik‘ wiederum, wurden größere Tonlappen aneinandergesetzt. Die Wülste oder Lappen bildeten somit die Wand des Gefäßes.

Wichtig war hierbei, daß die einzelnen Tonstücke gut miteinander verstrichen wurden, was man mit den Fingern oder auch mit einem Modellierholz machen konnte (Abb. 2). Das Gefäß wurde so in sich verfestigt und eine Rißbildung beim Brennen der Keramik wurde verhindert. Bei einigen Scherben kann man heute noch in den Bruchflächen die einzelnen Wülste gut erkennen.

Die fertigen Gefäße mußten nun einige Zeit trocknen, was je nach Umgebungstemperatur

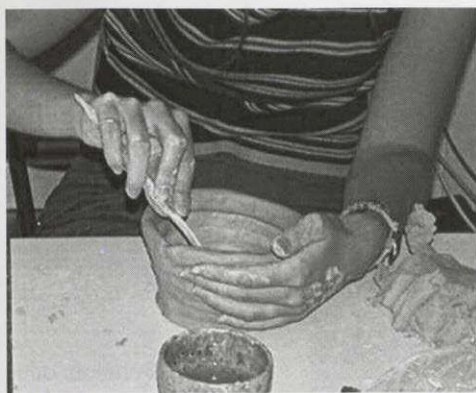


Abb. 1: Die (moderne) Töpferin bei der Erschaffung eines Gefäßes in Wulsttechnik.

Photo: Jens Lüning.



Abb. 2: Hier wird mithilfe einer halbrunden, sogenannten Drehschiene die Gefäßinnenwand verstrichen.

Photo: Jens Lüning.

einige Tage oder Wochen dauern konnte. Wenn die Oberfläche ‚lederhart‘, also ‚angetrocknet‘ war, konnte sie verziert werden. Bezogen auf die gesamte bandkeramische Zeit, wurden um die 57 Prozent aller Gefäße verziert. Wenn man aber nur die Älteste Bandkeramik betrachtet zeigt sich, daß zu dieser Zeit nur ca. 15 Prozent der Gefäße verziert wurden.

Typisch für die bandkeramische Zeit sind Ritzmuster oder/und Einstichverzierungen, die man wahrscheinlich mit Holzstäbchen und -sticheln vorgenommen hat. Allerdings wurden hauptsächlich die ‚feinkeramischen‘ Gefäße verziert, also das Eß- und Trinkgeschirr. Zusätzlich haben die Töpferinnen die Ober-

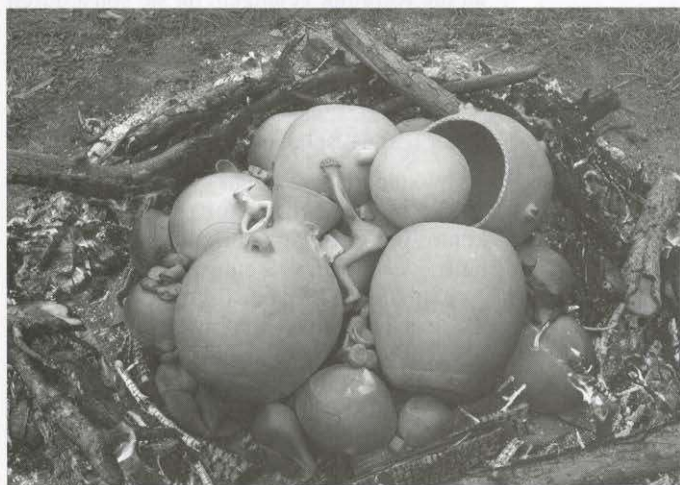
fläche der Feinkeramik oft noch geglättet, bzw. poliert. Einige ausgegrabene Scherben lassen noch heute den Politurglanz erkennen. Als ‚Werkzeug‘ kommen hier z.B. abgerollte Kieselsteine in Frage. Die ‚grobkeramischen‘ Kochtöpfe wurden außen und innen meist nur mit den Händen verstrichen.

Das Brennen der Keramik

Nachdem die Gefäße vollständig getrocknet waren, konnten sie gebrannt werden. Im allgemeinen wird davon ausgegangen, daß die Bandkeramiker ihre Gefäße im sogenannten ‚offenen Feldbrand‘, also einem ebenerdigen Feuer auf freier Fläche, gebrannt haben (Abb. 3). Das Feuer durfte auf keinen Fall zu schnell an die Keramik gelangen, da sie sonst durch das plötzliche Verdampfen der Restfeuchte aus dem Ton platzen konnte. Sie wurde deswegen langsam vorgewärmt, und die brennenden Holzscheite wurden nach und nach näher herangeschoben.

Bei solch einem Feuer ist die Brennatsphäre bzw. die Sauerstoffzufuhr schwer zu kontrollieren. Stetige Luftzufuhr bewirkt eine helle oder rötliche Färbung der Keramik, man spricht hier auch vom oxidierenden Brand. Kohlenstoffhaltiges Material, das im Ton vorhanden ist, wird herausgebrannt und tritt als Kohlendioxid aus. Aus Eisen wird Eisenoxid, wodurch die rötliche Farbe entsteht. Beim reduzierenden Brand wird die Sauerstoffzufuhr verhindert, und so kann das kohlenstoffhaltige Material nicht herausgebrannt werden. Das Eisen liegt hier als Magnetit vor, was der Keramik eine grau-schwarze Farbe gibt. Eine weitere Möglichkeit, eine Schwarzfärbung der Keramik zu bewirken, besteht im Schmauchen der Keramik. Hierbei wird das Feuer mit pflanzlichem Material, wie z.B. Stroh abgedeckt. Der so entstehende Ruß setzt sich in die Poren der Gefäßoberfläche ab und erzeugt die dunkle Färbung.

Bandkeramische Scherben sind oft ‚fleckig‘, d.h., daß an einer Seite des Gefäßes eine oxidierende Brennatsphäre vorhanden war, während an einer anderen Stelle die Sauerstoffzufuhr verringert war. Archäologen können trotzdem feststellen, daß zur bandkeramischen Zeit die Feinkeramik, also dünn-



*Abb. 3: Verlauf eines Keramikbrandes: Die getrockneten Gefäße liegen in der Mitte des ‚Feuerrings‘ (oben). Die Flammen lodern um die Keramik herum (Mitte). Nach dem Brand: fertige Gefäße in der Asche (unten).
Photos: Oben: Jens Lüning, Mitte und unten: Lino Apelles.*

wandige Schalen oder Kümpfe, eher schwarze oder graue Oberflächenfärbung aufweisen, und die Grobkeramik (dickwandige Kochgefäße und Flaschen) eher rötliche oder gelblich-helle Färbung haben. Somit war es den damaligen Töpferinnen doch möglich, zumindest teilweise, die Färbung beim Brennen zu steuern. Ein Brennvorgang dauerte einige Stunden, und die Keramik mußte nach Ende des Brandes langsam abkühlen, da ein zu schneller Temperaturwechsel zu Rissen und Abplatzungen führen konnte.

Möglicherweise beherrschten die Bandkeramiker auch schon das Brennen von Keramik in einer Grube. Allerdings gibt es hierfür aus archäologischer Sicht keinen Nachweis.

Nachdem die Gefäße abgekühlt waren, konnte man sie noch farbig gestalten. Durch die Verwitterung im Boden, weisen aber die meisten Scherben heute keine Farbigkeit mehr auf. Sel-

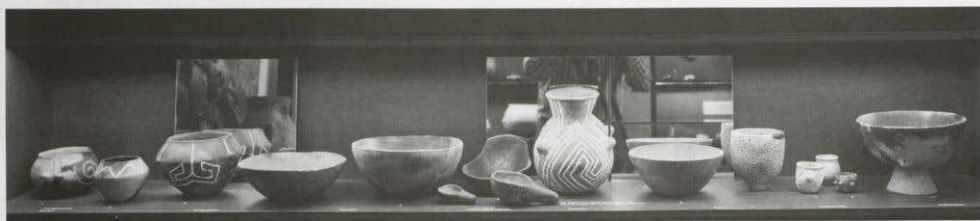


Abb. 4: Das gesamte Spektrum der bandkeramischen Gefäßformen, die für das Bandkeramik-Museum Schwanfeld nachgetöpft wurden. Von links nach rechts erkennt man Kümpe, Schalen, Löffel, eine Flasche, ein Siebgefäß, Miniaturgefäße und ein Fußgefäß.
Photo: Heinz Peks.

ten gelingt es jedoch, in den Ritzlinien Farbreste auszumachen. Das Farbspektrum umfaßt die Farben weiß (Kalk), schwarz (Holzkohle oder Manganerz), rot (Roteisenstein) und gelb (Ocker).

Gefäßformen und ihre Funktionen

In der bandkeramischen Zeit fertigte man unterschiedlich große Schalen und Schüsseln, Flaschen und Kümpe (Abb. 4).² Besondere Gefäße wie die sogenannten Fußgefäße oder Miniaturgefäße kamen seltener vor. Bezogen auf die gesamte bandkeramische Zeit, sind Kümpe mit einem Anteil am Gefäßformenspektrum von über 50 Prozent am häufigsten. Schalen sind zu 13 Prozent vorhanden, Flaschen zu 5 Prozent. Viele der ausgegrabenen Scherben lassen sich allerdings leider keiner Gefäßform zuweisen.

Als Eß- und Trinkgeschirr nutzten die damaligen Menschen Schalen und kleine, dünnwandige Kümpe. Als ‚Kochtopf‘ fanden grobkeramische Kümpe Verwendung. Sie haben zwar eine ähnlich kugelige Form (der Rand hat einen geringeren Durchmesser als der Bauch des Gefäßes), sind aber größer und haben eine dickere Wandung. Da sie im Feuer hohe Temperaturschwankungen aushalten mußten, hat man sie u.a. mit Feinkies (Korngröße bis zu 6,3 mm) und Mittelkies (Korngröße bis zu 20 mm) gemagert. Meist hatten diese Gefäße nur eine einfache Randverzierung oder waren gar nicht verziert, hatten aber sogenannte Knubben als Handhaben.

Auch als Vorratsgefäße für Nahrung wurden Kümpe sicherlich genutzt. Um Flüssigkeiten aufzubewahren, hatte man Flaschen. Diese Gefäßform war dickwandig und besaß Hen-

kel, die entweder horizontal oder vertikal durchlocht waren. An einigen Scherben kann man sogar noch ‚Schleifspuren‘ von Seilen o.ä. erkennen, mit denen man die Flaschen im Haus aufgehängt hatte. Häufig verzierten die Töpferinnen die Flaschen mit Spiral- und Mäandermotiven.

Miniaturgefäße konnten die Form einer kleinen Schale, eines Bechers oder eines Kumpfes haben und waren eventuell zur Aufbewahrung von Gewürzen oder Salben bestimmt. Fußgefäße kamen regelhaft in der Ältesten Bandkeramik vor, allerdings nur in sehr geringer Stückzahl. Im Grunde handelte es sich um eine Schale, die von einem Hohlfuß oder einem Standring getragen wurde. Welche Funktion diese Gefäßform hatte, ist nicht bekannt; es kann nur vermutet werden, daß diese seltene Form nicht für den alltäglichen Gebrauch bestimmt war. Schöpfer und Löffel aus Ton waren sehr selten, so daß man davon ausgehen muß, daß für diese Funktionen hauptsächlich Holzobjekte genutzt wurden.

Keramik aus Schwanfeld

Die in den 1980er Jahren in Schwanfeld ausgegrabene Siedlung gehört zur Epoche der Ältesten Bandkeramik. Die Keramikfunde wurden ausgewertet und sind bei Cladders³ zusammengefaßt. Für die Auswertung wurden zunächst die einzelnen Scherben zu sogenannten Gefäßeinheiten sortiert. Hierbei wurden die Fragmente, die vormalig zu einem Gefäß gehörten, gesucht und als eine Einheit erfaßt. Alle folgenden Analysen beziehen sich dann auf diese Gefäßeinheiten.

Auf dem Schwanfelder Fundplatz konnten insgesamt 3.903 Gefäßeinheiten aus 41 Gru-

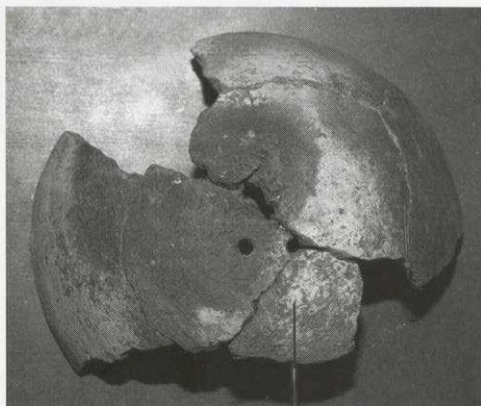


Abb. 5: Deutlich zu sehen sind die drei Löcher im Boden einer Schale. Photo: Heinz Peks.

ben zu Tage gefördert werden. Davon sind lediglich 316 (8,1 Prozent) verziert. Im Vergleich zu anderen ältestbandkeramischen Siedlungen ist das ein sehr geringer Verzierungsanteil.

Die häufigste Gefäßform in Schwanfeld ist mit 57,9 Prozent die Schale, doch nur 3,4 Prozent der Schalen sind verziert. Auch bei anderen Fundplätzen der Ältesten Bandkeramik überwiegt diese Gefäßform, jedoch wird in den folgenden bandkeramischen Zeitstufen die Schale als Gefäßform immer unbeliebter, wohingegen der Kumpf häufiger auftritt.

Eine Schale aus Schwanfeld mit einem Randdurchmesser von ca. 21 cm weist einen mit drei Löchern durchbohrten Boden auf

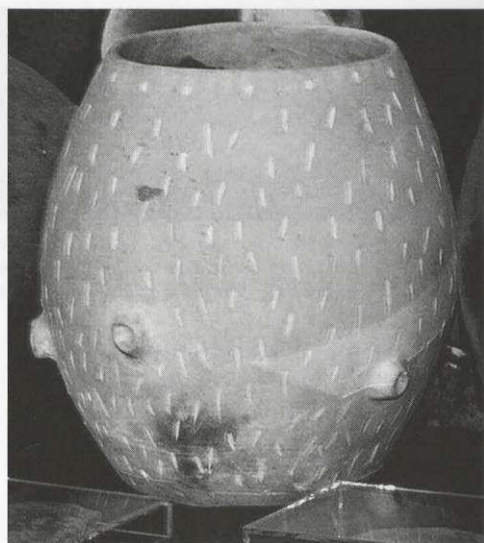


Abb. 7: Hier zu sehen ist ein großer Kumpf – verziert mit flächendeckenden Kerben. Photo: Heinz Peks.

(Abb. 5). Die Funktion dieser Schale ist nicht bekannt, aber durch die kleinen Löcher konnten Flüssigkeiten nur langsam abtropfen.

12,1 Prozent, also 180 der Schwanfelder Gefäße sind feinkeramische Kümpe. 40,6 Prozent dieser Kümpe sind verziert, und zwar meist mit dem Motiv der gespiegelten Spirale (Abb. 6). Ansonsten kommen das umlaufende Wellenband, das Winkelband und Strichgruppen als Verzierung vor. Runde oder ovale Knubben wurden meist als Handhaben angebracht, selten sind dagegen Ösen.

Grobkeramische Kümpe kommen in Schwanfeld 250 Mal vor, das entspricht 16,8 Prozent am Gefäßformenspektrum. Nur 58 dieser Kümpe sind verziert, u.a. mit einer Randkerbung, einer Randverzierung aus Fingertupfen oder mit flächendeckenden Kerben (Abb. 7).

Der Anteil der Flaschen an den verschiedenen Gefäßformen beträgt 8,6 Prozent (128 Gefäße). Verzierungen, meist Spiral- und Mäanderbänder, sind nur an knapp 16 Prozent dieser Form vorhanden. Von einer Schwanfelder Flasche sind fast alle Fragmente gefunden worden, sie ließ sich gut wieder zusammensetzen – dieses Exemplar ist mit ei-

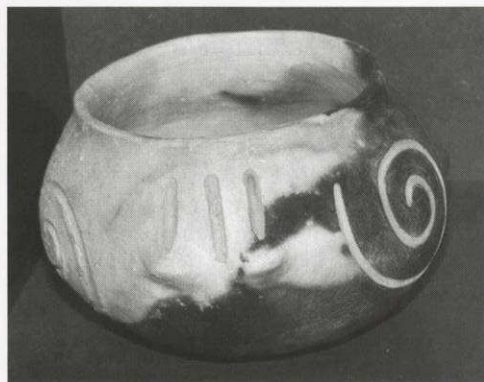
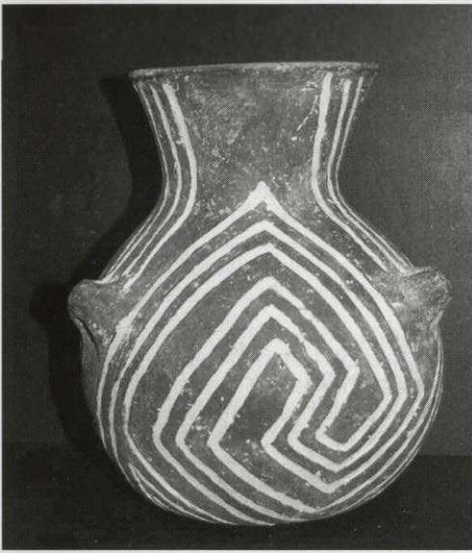
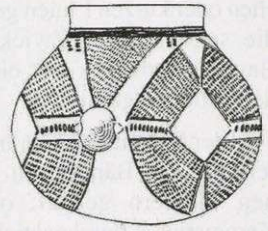


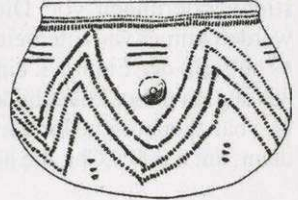
Abb. 6: Auf diesem feinkeramischen Kumpf ist das Motiv einer gespiegelten Spirale zu sehen. Photo: Heinz Peks.



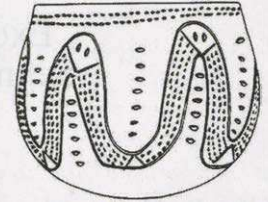
5.000 v. Chr.



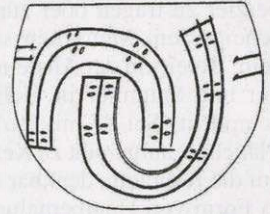
Späte
Bandkeramik



5150 v. Chr.

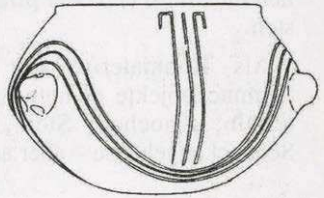


Mittlere
Bandkeramik



5300 v. Chr.

Frühe
Bandkeramik



5500 v. Chr.

Abb. 9: Beispielhafte chronologische Abfolge der bandkeramischen Verzierung (nach Jens Lüning).

lich breit, oft 2 bis 4 mm, und haben einen u-förmigen Querschnitt. Randverzierungen mit Fingertupfen oder Kerben auf der Randlippe kommen ebenfalls vor.

In der darauf folgenden Mittleren Bandkeramik werden die Ritzlinien schmäler ausge-

Abb. 8: Erst mit der weißen Füllung der Ritzlinien wird das Mäandermotiv der Flasche deutlich. Rekonstruktion der Flasche, die aus einer Grube von Haus 11 in Schwanfeld stammt.

Photo: Jens Lüning.

nem dreilinigen Mäander, der um den Bauch der Flasche läuft und sich so dreimal wiederholt, verziert (Abb. 8).

Nicht vernachlässigen sollte man die immerhin 70 Fußgefäße, die in Schwanfeld gefunden wurden. Elf Fußgefäße waren verziert: die Füße oft mit senkrechten Rillen und ein Gefäßoberteil mit einem nicht näher bestimmbar Motiv.

Chronologie

Anhand der Gefäßverzierungen, die sich innerhalb der 500jährigen bandkeramischen Zeit verändert haben, ist es möglich eine zeitlich interpretierbare Abfolge der Bandverzierungen zu erstellen (Abb. 9). Deswegen sind Keramikscherben mit Verzierungen für Archäologen auch eine der wichtigsten Fundgruppen.

Zu Beginn der Bandkeramik wurden nur wenige Gefäße überhaupt verziert. Typische Muster sind u.a. einfache Wellenbänder, Spiralen oder Mäander aus ein- oder mehrlinigen Rillen, allerdings weisen diese „Bänder“ noch keine „Füllung“ auf. Die Ritzlinien sind ziem-

führt und die Bänder sind mit einzelnen Stichen oder kurzen Linien gefüllt. Auch werden die sogenannten ‚Zwickel‘ zwischen den Bandmustern jetzt mit eigenständigen kleinen Motiven gefüllt.

In der Späten Bandkeramik haben die Töpferinnen die Bänder mit vielen verschiedenen Mustern gefüllt, oft kommen auch Kammstich-, Furchenstich- oder Tremolierstichverzierungen vor. Die Zwickelmotive werden immer variantenreicher und häufiger, es entsteht der Eindruck einer flächigen Verzierung. In dieser Phase bilden sich auch mehrere bandkeramische Regionalstile heraus, bis dann, um 5.000 v.Chr. die nächste große Kul-

turphase beginnt: das Mittelneolithikum mit seinen eigenen Keramikstilen.

Anmerkungen:

- ¹ Lüning, Jens/Engelbrecht, Tessa: Die Keramik der Bandkeramiker, in: Lüning, Jens (Hrsg.): Die Bandkeramiker. Erste Steinzeitbauern in Deutschland. Rahden/Westf. 2005, S. 169–176.
- ² Kneipp, Jürgen: Bandkeramik zwischen Rhein, Weser und Main. Studien zu Stil und Chronologie der Keramik. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 47. Bonn 1998.
- ³ Cladders, Maria: Die Tonware der Ältesten Bandkeramik. Untersuchungen zur zeitlichen und räumlichen Gliederung. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 72. Bonn 2001.

Exotischer Schmuck in Bayern – Schmuck zur Zeit der Bandkeramik

von

Sayuri de Silva

Das Bedürfnis, sich zu schmücken, Körperzier zu tragen oder zur Schau zu stellen, scheint dem Menschen seit jeher eigen zu sein. Bereits in der Altsteinzeit haben sich Jäger und Sammler in vielfältiger Weise geschmückt: Sei es mit Perlen und gelochten Plättchen, aufgereiht zu Ketten oder aufgenäht auf die Kleidung; denkbar ist auch Körperzier in Form von Hautbemalung mit verschiedenen mineralischen oder pflanzlichen Farbpa-

sen. oder getrocknete Früchte mögen als schmückende Accessoires Verwendung gefunden haben, wenngleich sich letztere im archäologischen Fundgut jener Zeit selten nachweisen lassen.

Tausende Jahre später, zur Zeit der Bandkeramiker in der Jungsteinzeit, ergänzten die Menschen ihr Schmuckrepertoire um einige neue Materialien (Abb. 1) und um viele neue Formen – auch aus altbekanntem Rohmaterial. Neuartig sind Perlen aus Bernstein¹ oder gebranntem Ton, aber auch gänzlich neue Schmuckformen wie z.B. Gürtelklappen, Armreifen oder Steckkämme.

Als Rohmaterial für altsteinzeitliche Schmuckobjekte dienten nachweislich Muscheln, Knochen, Stein, Tierzähne und Schneckengehäuse – aber auch Holz, Samen

Muscheln: Spondylus gaederopus („Lazarusklopfer“)

Schnecken: Theodoxus danubialis („Donaukahnschnecke“) und Lithoglyphus naticoides („Fluß-Steinkleber“)

Röhrenförmige Kalkgehäuse des Mittelmeerborstenwurms („Protula“)

Gesteine und Mineralien:

Hämatit
Graphit
Schiefer
Nephrit/ grünlcher Speckstein/
Serpentinit
Marmor
Quarz
Ton

Sonstiges organisches Material

Knochen
Geweih
Bernstein
Samen, z.B. Früchte des
„Purpurbauen Steinsamens“

Abb. 1: Übersicht: nachgewiesene Rohmaterialien.